**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 6 (1916)

**Heft:** 49

**Artikel:** Drei Leben [Fortsetzung]

**Autor:** Trabold, Rudolf

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-645508

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 31.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 2. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

# Der Traumsee.

Von Lilian Degen, Bern.

Ein tiefer See träumt in der Einsamkeit. —
In seinen Wellen leis ein Schluchzen klingt,
So klagvoll bang wie hundertjährig Leid,
Das nach Erlösung und Befreiung ringt.

Und drüber zieh'n, in blutger Abendglut
Die Wolken leis. — — Kein froher Vogelsang
Im weiten Kreis. — — Zur stillen Nachtzeit nur
Von ferneher ein wunderlicher Klang. — — —

Und auf dem Grund der dunklen Wellenflut
Begraben liegt die allerschönste Maid. — — —
Wenn nächtens mild der Mond die Wasser küßt,
Erhebt sie sich, vom Zauberbann befreit.

Dann tönt ihr Lied, so sehnend wundersam, — —
Am Traumsee schwebt sie sinnend auf und ab, —
Doch wenn mit Glanz der junge Tag erscheint,
Versinkt sie mit der Nacht im Flutengrab. — —

Wo mag er sein, — dein stiller Traumsee, sag, —
O Seele mein, — und wo dein holdes Glück?
Begraben liegt's! Es singt dir nur im Traum,
Und sinkt beim Schein des Lichts ins Grab zurück.

---

# Drei Leben.

Eine Novelle. Von Rudolf Trabold.

18

Morner ging die Blumen holen. Staunend fand er nur Lilien und Nelken. Ein fast betäubender Duft erfüllte das Zimmer. Das mußte Berta so bestellt haben, aber sie hatte sonst dafür einen so feinen Geschmack. Wirklich, Retten hatte recht, in Berta ging etwas vor sich, das nicht normal war. Sofort war er entschlossen, die Schwester in einem Sanatorium beobachten zu lassen, denn es stieg in ihm die Furcht empor, des Vaters geistige Abnormität habe sich in der Tochter fortgepflanzt. Nachdenklich schmückte er den Tisch und alle Vasen des Eßzimmers mit den Blumen — einen eigenen Reiz gaben sie der Tafel — wenn nur der Duft der Lilien nicht so stark gewesen wäre. Aber der Tag war sonnig, die Fenster blieben ja offen. Rosen für Lydia hatte er selbst mitgebracht, er zierte eben ihren Platz damit, da hörte er einen Wagen. Er eilte ans Fenster, erkannte das Coupé der Braut oben an der Straße. Mit den schönsten der Rosen, die er noch in der Hand hielt, eilte er hinunter, um die Geliebte zu empfangen.

Das Stubenmädchen wollte neugierig nachsehen, wer denn durch den Korridor geeilt und die Vorzimmertüre offen stehen gelassen habe, als sie den Doktor mit seiner Braut die Treppe heraufkommen sah. Sie blieb stehen, ließ eintreten und schloß die Außentüre ab, dann huschte sie schnell zur Köchin, um zu melden:

„Cili! Die gnädige Baronesse ist gekommen, der Herr hat sie selbst am Haustor abgeholt. Ist die aber fesch, Cili, hat die ein Gsichterl! Und ein Gwanderl, einen Hut, großartig. Jessas, muß die reich sein! Hat unser Doktor aber ein Glück, die zu bekommen."

Die Köchin wollte um alles die Baroneß auch sehen, aber wie das anstellen, und sie berieten nun lange darüber.

Morner führte Lydia durch die Wohnung, durch alle Räume, auch in die Küche, zum Staunen Cilis. Erst ganz zuletzt öffnete Hans sein „Zimmer des Vergessens" mit den Worten:

„Nun bist du in meinem Heiligtum."

Er zog sie an sich und küßte sie leidenschaftlich.

„Nach langer Fahrt sind wir auf der Insel der Glückseligkeit angelangt," sagte Lydia und schaute sich um.

„Ich hatte mir ein ganzes Programm zusammengestellt mit dem, was ich dir hier zeigen wollte, und nun, da du da bist, da mein Traum wirklich geworden, scheint mir meine Absicht kindisch. Und sie war auch echt naiv, sonst

könnte ich meiner Vergangenheit nicht eine so ungeheure Wichtigkeit zulegen — —"

Sie schloß ihm mit einem Kusse den Mund: „Still, still! Zerstöre unsern Traum nicht durch Reflektionen, die wirklich törichter sind als die kindliche Freude, mit der wir nunmehr allem neue Werte verleihen, seit die Liebe unser Dasein segnete. Es ging mir wie dir, ich wollte dich über tausend Dinge ausfragen, wenn ich einmal hier in deinem Winkel des Vergessens neben dir sein dürfte, aber es ist nun weggeweht, wie verwischt, der Augenblick genügt mir, ich trinke seine ganze Köstlichkeit, alles andere soll für die Zukunft sein."

„Und Tag für Tag reicher werden! Lydia, deine Liebe trägt mich in ein neues herrliches Land! Wie soll ich es dir danken!"

„Nicht mir sollst du danken, Hans . . . ."

„Doch, doch . . . ."

„Dem Leben, denn es weiht uns durch das Geschenk der Liebe!"

— — — — — — — — — — —

Während sich die Liebenden die neue Welt ihres Glückes ausbauten, saß Berta in ihrer Stube und betete —"

Ein altmodisches, einmal blau gewesenes, längst verwaschenes Gewand trug sie. Mit großen verstörten Augen blickte sie zur Decke empor, abgerissene Worte drangen wie ein irres Gemurmel über ihre Lippen. Sie kniete vor ihrem Bette am Boden und rang die Hände. Zwei Tage und ebensoviel Nächte hatte sie in einem übermenschlichen Kampfe gerungen, dann glaubte sie die Erleuchtung sei gekommen und darum dankte sie jetzt:

„Herr, Herr, ich danke Dir, daß Du mich erwählet hast. Nicht wie ich will, sondern wie Du willst. Du hast mich dem vermählet, den die Sünderin mir entreißen will, aber Du wirst sie richten. Ich bin die Magd meines Bräutigams, ihm soll ich dienen, so hießest Du mich, denn er ist ein Wohltäter der Kranken und Elenden, er ist von großer Güte. Ich liebe ihn, denn Du hast mir offenbaret: Christus der Herr lebt in ihm. Die große Sünderin ist gekommen und legte ihre frevlerische Hand auf ihn, aber die Bösen werden vernichtet werden — Dein Wille geschehe, Amen!"

Sie stand auf und betrachtete lange das Christusbild, das über ihrem Bette hing. Nun pochte man an ihre Türe, sie schien wie aus einem Traume zu erwachen und ging hinaus. Das Stubenmädchen meldete, das Essen sei bereit. Ihr Ausdruck war wie verändert, eine vollkommene Ruhe schien sich auf ihrem Gesichte auszubreiten. Sie ging hinüber ins Eßzimmer, auf der Schwelle empfing sie der starke Geruch der Lilien. Sie schloß die Augen und murmelte:

„Die Totenblumen duften stark, aber sie bringen den Schlaf der Erlösung für die Guten und ewige Verdammnis den Ungerechten."

Plötzlich tastete sie nach der Tasche ihres weiten Rockes und zog dann ein Fläschchen hervor, betrachtete es und sprach:

„Es wäre besser, man versenkte dich ins Meer, wo es am tiefsten ist — doch nicht wie ich will, sondern wie du willst —."

Ein Zittern überlief ihren Körper, sie konnte sich kaum aufrecht erhalten und mußte sich setzen. Der Kopf sank ihr auf die Brust, sie stönte, ermannte sich aber sogleich wieder. Man sah es ihr an, wie sie einen schweren Kampf durchmachte, bis sie sich entschloß, das Paar im hintern Zimmer zum Essen zu bitten.

„Endlich sieht man auch das Hausmütterchen!", rief Lydia, als sie eintrat, eilte ihr entgegen, umarmte und küßte sie.

Berta ließ es sich geschehen und blieb auffallend ruhig dabei, nur zwei rote Flecken erschienen auf den Wangen, die nicht mehr davon wichen. Um keine peinliche Situation eintreten zu lassen, gab Hans seiner Braut gleich den Arm und führte sie ins Eßzimmer, während Berta sorgte, daß man die Suppe auftrug.

Hans achtete nicht viel auf die Schwester, er war um seine Braut besorgt, fast zu besorgt, meinte Lydia, die unbemerkt Berta beobachtete und sah, wie sie stets einen Vorwand fand, um das Zimmer zu verlassen und die Gerichte selbst in der Küche zu holen. Hans hatte einen gesunden Appetit, er mußte die Speisen wirklich loben, und es freute ihn, zu sehen, wie auch seine Braut ihnen Ehre machte. Berta hingegen berührte fast nichts, saß teilnahmslos da, hob selten die Lider, um dann die Augen lange auf dem Bruder ruhen zu lassen. Lydia gewöhnte sich an ihre Schweigsamkeit, Hans unterhielt sie überdies so gut, daß sie bald alles andere vergaß. Morner war aufgeräumt wie noch nie in seinem Heim. Er, der sonst nie Wein trank, hatte der Braut zu Ehren eine Flasche aufgestellt und selbst auch zwei Gläser getrunken, die Wirkung blieb nicht aus, er plauderte in heiterster Laune.

Das Essen war vorüber, Hans arrangierte mit Lydia eine lauschige Ecke, wo man den Kaffee trinken wollte. Sie waren allein. Er konnte nicht mehr an sich halten, schloß die Braut in die Arme, bedeckte ihr Gesicht und Hals mit heißen Küssen. Lydia bat:

„Liebster, wir wollen unsere Gefühle zurückhalten, um nicht etwa Bertas keusche Jungfräulichkeit zu verletzen."

„Pah! Was sollten wir nicht noch alles tun für die!" rief er erregt.

„Nicht doch, Geliebter. Deine Schwester hat für mich etwas wie eine Heilige."

„Habe ich nicht lange genug gedarbt? Dem Augenblick, der uns des Himmels Gunst bringt, dürfen wir die Türe nicht verschließen. Die Liebe ist für mich eine noch größere Heilige als Berta. Kann sie es nicht erfassen, dann mag sie denken was sie will."

Er zog sie wieder an sich, Lydia konnte sich nicht frei machen, obschon Berta die Türe öffnete. Morner sprang auf, hielt Lydias Hand und sagte zu der Schwester, die sich an der Kredenz zu schaffen machte:

„Siehe da, Berta, das ist mein geliebtes Weib! Du sollst Lydia lieben wie mich, von ganzem Herzen und aus tiefster Seele, denn sie hat mich zum glücklichsten Menschen gemacht!"

Er hatte die Braut zu Berta hingezogen und umschloß nun mit ihr die Schwester. Sie legten beide ihre Arme um die Jungfrau. Berta wußte nicht wie ihr geschah, ein Zucken ging über ihr Angesicht, das die Züge für Sekunden

ganz entstellte; eine tiefe Blässe bedeckte ihre Wangen, schwarze Schatten lagen um ihre Augen, die sie geschlossen hielt, ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirne. Als sie endlich wieder frei war, sprach sie als wäre nichts geschehen:

„Es warten Patienten auf dich, Hans, die nicht abgewiesen werden konnten."

„Berta, du weißt doch, ich will ungestört sein, will niemand sehen," gab er ganz ruhig zur Antwort.

„Es ist die Frau, die du operiertest vor den Ferien. . . . .

„Und wenn es die Kaiserin wäre!" rief er, ungeduldig werdend.

Da sah ihn Lydia an: „Hans, meinetwegen darfst du doch wirklich nicht Kranke wegschicken. Geh, geh schnell, Liebster, Berta und ich bereiten bis zu deinem Wiederkommen alles fein her."

Er küßte sie auf die Stirne, lächelte und sagte: „Du bist die Herrin hier, dir muß ich gehorchen, mein Lieb."

Lydia und Berta blieben allein zurück. Während die Baronesse den Kaffeetische in der Ecke rüstete, machte sich die andere an der Kaffeemaschine zu schaffen, die auf dem Anrichtetisch brannte. Lydia begann vom Fenster aus mit dem Mädchen zu plaudern, das ihr aber keine Antwort gab. Nun ging Lydia zu ihr hin, suchte ihre Rechte zu fassen, aber Berta entzog sie ihr. Es huschte etwas wie Traurigkeit über das Gesicht der Baronesse, als sie sprach:

„Ich glaube nun bald, Sie sind mir mir wirklich ernstlich gram, Berta? Was habe ich Ihnen denn getan, Liebe? Sagen Sie es mir, ich möchte alles gut machen, ich kann es nicht verwinden, Sie so feindlich zu sehen."

Scheu wich jene zurück.

„Fürchten Sie sich vor mir?"

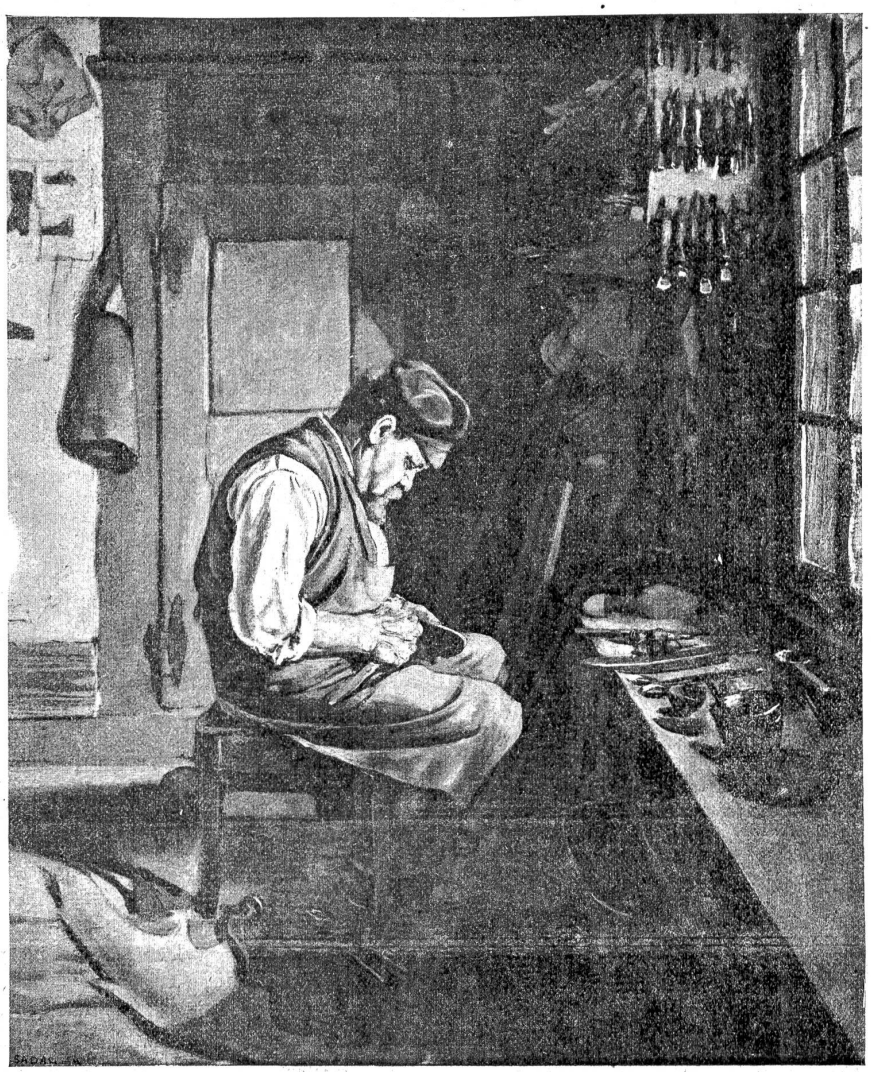
Jetzt öffnete Berta den Mund, sah ihr in die Augen mit einem kalten strafenden Blicke:

„Vor Menschen fürchte ich mich nicht, denn ich bin mit dem Herrn und der Herr ist mit mir."

„Sie können mir also nicht gut sein? Auch nicht ein klein wenig?"

Langsam und ernst entgegnete ihr die Irre: „Was der Herr zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden! Ich weiß alles — alles. Ich weiß auch, daß die Magd des Herrn triumphieren wird über das Tier mit den sieben Stacheln und der feurigen Krone!"

(Schluß folgt.)



**Ferdinand Hodler.** **Der Schuster** (1884).

(Nach einer Photographie des Verlages R. Piper & Cie. München.) Mit Bewilligung des Künstlers.

Es ist eine alte Erscheinung, daß uns große Künstler in dem Maße lieb und vertraut werden, wie wir ihren Entwicklungsgang studieren. Dies ist besonders bei Hodler der Fall; er pflegt in seinen Frühbildern jenes leichtfaßlichen Realismus, der zum Verständnis seines spätern Schaffens die Brücke bildet. Das vorstehende Bild des Dreissigjährigen erfreut gleichermaßen durch die intime Interieurschilderung wie durch die gefühlswarme Erfassung der Figur. Die ganze Schusterbude samt ihrem Inhaber atmet eine wohltuende friedliche Ruhe.

# Der Berner Maler Friedrich Kurz.

Als Alexander von Humboldt, der große Naturwissenschafter und Erforscher des Orinocogebietes, 1839 in Paris weilte, wurde ihm der Besuch eines jungen Mannes angemeldet, der sich Friedrich Kurz nannte, aus Bern stammte und Maler zu sein behauptete. Humboldt gewährte die Unterredung; als er von dem Einundzwanzigjährigen genügend Auskunft über Reisegelegenheiten nach Amerika, über Sitten und Bräuche des braunen Volkes im Orinocogebiet und in Mexiko gegeben hatte, fragte er nun seinerseits, wozu er denn alles das brauche? Da erhielt er auch eine Antwort, die ihn weidlich staunen machte, obschon er im „Attala" des Chateaubriand und in den vor mehr als einem Jahrzehnt erschienenen Lederstrumpfromanen des James Fennimore Cooper manches gefunden hatte, was der Natur — und Indianerschwärmerei zu viel war. Er wolle bei den Indianern unverdorbene Körper studieren, er wolle